Thomas Weißenborn

DIE STORY

Wie Gott mit uns Geschichte
schreiben möchte

francke

INHALT

Sehnsucht. 9
Erkenntnis. 14
Aufbruch. 25
Ehrfurcht. 32
Spiegelbild. 38
Vertauschung. 49
Chaos. 60
Zorn. 68
Verheißung. 74
Weisheit. 86
Weisung. 92
Gerechtigkeit. 109
Geschichte. 126
Bund. 145
Vorbild. 158
Reich. 171
Liebe. 187
Opfer. 202
Durchbruch. 220
Einheit. 232
Ausblick. 247

Now everyone dreams of a love lasting and true
But you and I know what this world can do
So lets make our steps clear that the other may see
And I'll wait for you
If I should fall behind
Wait for me

Bruce Springsteen, „If I Should Fall Behind"

Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir,
so sterben wir dem Herrn.
Darum: wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.

Paulus, Römer 14,8

SEHNSUCHT.

Manchmal würde ich gern in anderen Zeiten leben. Nicht dass mir die Antike besonders sympathisch gewesen wäre. Sklaverei, Not, Unterdrückung, die ständige Furcht vor Krankheiten und bösen Geistern, all das ist nicht meins. Straßenräuber und Piraten brauche ich auch nicht zum Glücklichsein. Aber wenn ich die Bibel lese, dann überkommt mich oft eine große Sehnsucht. Bei vielen der dort geschilderten Ereignisse wäre ich gern dabei gewesen. Und natürlich ist das ganz besonders bei Jesus der Fall.

Hier hat sich allerdings im Laufe der Jahre einiges verändert. Anfangs hätte es mir Spaß gemacht, mit ihm durch die Lande zu ziehen, um einfach einmal ein paar Wunder zu erleben. Ich hätte gern zugeschaut, wie ein Bis-eben-Gelähmter die ersten vorsichtigen Schritte macht oder ein Gerade-noch-Blinder erstaunt die Augen aufreißt, und hätte noch lieber gesehen, wie das ist, wenn ein Toter auferweckt wird.

Natürlich hätte ich nichts dagegen, wenn ich so etwas heute erleben würde, aber im Laufe der Jahre hat sich meine Sehnsucht verändert. Irgendwann wollte ich Jesus weniger „bei der Arbeit“ zuschauen – wenn man Krankenheilungen und Wunder so nennen kann –, sondern eher mit ihm reden. Ich würde gern ein tief gehendes Gespräch mit ihm führen, in dem ich ihm von

den Herausforderungen erzähle, vor denen wir heute so stehen: wie das ist, in einer Gesellschaft zu leben, die von allem viel zu viel hat und trotzdem so seltsam leer erscheint. Wie man sich fühlt, wenn man weiß, dass praktisch jeder Schritt, den man tut, mit Umweltverschmutzung und Zerstörung verbunden ist. Wie man Nächstenliebe wahrnimmt, wenn man zwar jeden Tag unzähligen Menschen begegnet, allerdings noch nicht einmal ahnt, was die unmittelbaren Nachbarn beschäftigt.

Vielleicht ist das aber gar nicht so sehr die Sehnsucht nach Jesus als eher nach einer Zeit, die im Vergleich zu unserer irgendwie „einfacher" erscheint – in der die Beziehungen unmittelbarer sind, die Strukturen deutlicher und die Verhältnisse geklärter zu sein scheinen als bei uns heute, wo ein durchschnittlicher Pendler auf dem Weg zur Arbeit mehr Menschen begegnet als ein Bauer im ersten Jahrhundert in seinem ganzen Leben. Ich weiß es nicht.

Eines jedoch weiß ich – dass sich meine Sehnsucht über die Zeit noch ein weiteres Mal verändert hat. Wenn ich heute das Neue Testament lese, habe ich am meisten Sehnsucht nach der Hoffnung, die Jesus und seine Jünger ausgezeichnet hat. Zwischen dem Alten und dem Neuen Testament liegt schließlich ein halbes Jahrtausend. Fünfhundert Jahre Funkstille, fünfhundert Jahre, in denen kein Prophet mehr aufgetreten war. Und dann kam Johannes der Täufer. Wie seinerzeit Mose stand er am Jordan und ließ das Volk mit der Taufe symbolisch ins Gelobte Land einziehen. Dazu kam eine Botschaft, die weltbewegende Umwälzungen ankündigte: „Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!" (Matthäus 3,2)

Jesus ist nur wenig später mit derselben guten Nachricht aufgetreten (4,17). Was für eine Ankündigung – und was für eine Story! Gott, der Schöpfer des Universums und Herr der Welt, tritt jetzt seine Herrschaft auf eine ganz neue Weise an. Es beginnt also eine Bewegung, die im Vaterunser immer wieder herbeigesehnt und nachgebetet wird: „Dein Reich komme. Dein Wille geschehe wie im Himmel, so auf Erden." Das muss Erinnerungen an Mose wachgerufen haben, an den brennenden Dornbusch, aus dem heraus Gott verkündigt hatte: „Ich habe

das Elend meines Volks in Ägypten gesehen, und ihr Geschrei über ihre Bedränger habe ich gehört; ich habe ihre Leiden erkannt. Und ich bin herniedergefahren, dass ich sie errette aus der Ägypter Hand und sie aus diesem Lande hinaufführe in ein gutes und weites Land, in ein Land, darin Milch und Honig fließt". (2. Mose 3,7f.)

Man kann viel darüber spekulieren, ob Gott nicht auch schon vorher der Herr der Welt gewesen ist, der alles in seiner Hand hält, weil er nach dem Hiobbuch ganz klar auch der Macht des Bösen Grenzen setzt – aber eines kann man nicht leugnen: Mit der Botschaft des Täufers und Jesu ist etwas in Bewegung gekommen. Gott hat sich auf den Weg gemacht wie ein Feldherr, der nun aufbricht, um sein Volk zu befreien, und demnächst steht er vor den Toren. Widerstand erscheint aussichtslos, wer kann, kehrt also um und widersetzt sich ihm nicht.

Was für eine Hoffnung müssen solche Gedanken losgetreten haben! Wir finden ihren Widerhall in den Gebeten, die rund um die Geburt Jesu gebetet worden sind. So ruft Maria, die Mutter Jesu, freudig aus:

> *„[Gottes] Barmherzigkeit währet für und für bei denen, die ihn fürchten.*
> *Er übt Gewalt mit seinem Arm und zerstreut, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn.*
> *Er stößt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen. Die Hungrigen füllt er mit Gütern und lässt die Reichen leer ausgehen.*
> *Er gedenkt der Barmherzigkeit und hilft seinem Diener Israel auf, wie er geredet hat zu unsern Vätern, Abraham und seinen Nachkommen in Ewigkeit." (Lukas 1,50-55)*

Und Zacharias, der Vater Johannes des Täufers, „weissagte" (Lukas 1,67) nur wenig später:

> *„Gelobt sei der Herr, der Gott Israels! Denn er hat besucht und erlöst sein Volk und hat uns aufgerichtet ein Horn des*

Heils im Hause seines Dieners David – wie er vorzeiten geredet hat durch den Mund seiner heiligen Propheten –, dass er uns errettete von unsern Feinden und aus der Hand aller, die uns hassen, und Barmherzigkeit erzeigte unsern Vätern und gedächte an seinen heiligen Bund, an den Eid, den er geschworen hat unserm Vater Abraham, uns zu geben, dass wir, erlöst aus der Hand der Feinde, ihm dienten ohne Furcht unser Leben lang in Heiligkeit und Gerechtigkeit vor seinen Augen." (Lukas 1,68-75)

Es scheint, als würde das wahr werden, was Jesus zu Anfang seiner Bergpredigt verheißen sollte: „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden." (Matthäus 5,6) Uns mag das Gericht, das damit unweigerlich verbunden ist, vielleicht erschrecken, weil wir insgeheim ahnen, dass wir eher gewinnen als verlieren, wenn alles so weiterläuft wie bisher. Aber welche Hoffnungen müssen solche Worte bei denen ausgelöst haben, die unter den Zuständen der Welt leiden! Gott ist es nicht egal, dass die einen reich sind und die anderen arm, es ist ihm nicht gleich, dass die einen unterdrücken und die anderen unterdrückt werden, er macht Schluss damit, dass die einen satt sind und die anderen Hunger leiden.

Die Botschaft vom Gericht, von einem Gott, der sich endlich aufmacht, um das Krumme gerade zu machen, die Täler zu erhöhen und die Berge zu erniedrigen, ist schon die erste gute Nachricht. Und noch besser wird sie, wenn sie mit der Aufforderung zur Umkehr verbunden wird. Denn dass die Welt einen neuen Anfang bekommt, gibt auch uns eine neue Chance. Auch unser Leben kann noch einmal neu beginnen, diesmal aber richtig, im Einklang mit dem kommenden Gottesreich.

Deshalb wundert es mich nicht, dass die Massen zu Johannes dem Täufer in die Wüste gezogen sind. Und mich wundert es auch nicht, dass sie kamen, um Jesus predigen zu hören, und dass einige von ihnen alles stehen und liegen gelassen haben, um diesem Mann zu folgen, der eine solche Hoffnung in ihnen geweckt hat. Diese Hoffnung bewundere ich, diese Hoffnung

hätte ich auch gern. Sie zeugt von einem Glauben, dem mehr wichtig ist als das tägliche Wohlergehen, die alltäglichen Sorgen, das eigene Schicksal und die Gesundheit der Lieben. Sie zeugt von einer Religion, in der es um mehr geht als Lebensbewältigung und Werte, als Tradition und Erneuerung, als Richtig oder Falsch oder gar als Gebote und Verbote. Sie kündet von einer Spiritualität, in der es nicht in erster Linie um Gesang und Ergriffenheit geht, um Gottesdienste und Austausch und vor allem immer wieder Worte, Worte, Worte.

Oder vielleicht gerade darum: Die Worte, in die diese Hoffnung gefasst worden ist, sind ja besondere Worte. Es sind keine Floskeln, keine leeren Hülsen, keine Formeln und keine Sprüche, sondern Erinnerungen an das *eine* Wort, das die Welt dereinst ins Leben gerufen hat und sie eines Tages auch wieder beenden wird, an das Wort, das im Anfang bei Gott war und in Jesus Mensch geworden ist.

Ist dieses Wort verblichen und zu bloßen Worten geworden? Ist die damit verbundene Bewegung langsamer geworden und stehen geblieben? Ist die Hoffnung verblasst? Oder ist sie nur verschüttet worden, untergegangen in all dem Alltagstrubel, der Sorge der Welt und dem trügerischen Reichtum, wo sie verborgen liegt und wieder ausgegraben werden kann? Die Sehnsucht ist jedenfalls da und wird immer größer – jedes Mal, wenn Jesu unsterbliche Worte gebetet werden: „Dein Reich komme. Dein Wille geschehe: wie im Himmel, so auch auf Erden."

Lassen Sie uns also eintauchen in die große Story, die Geschichte Gottes mit den Menschen.

ERKENNTNIS.

Eine alte Legende berichtet davon, wie ein Missionar zu einem Germanenstamm kam und dort das Evangelium predigte. Eines der Sippenoberhäupter rief daraufhin die Ältesten zu einem abendlichen Treffen in seiner Hütte zusammen, um zu beraten, ob die Großfamilie nun den fremden Glauben annehmen solle oder nicht. In der Sitzung ging es hoch her: Die einen verteidigten die alten Traditionen und Götter, die der Sippe bisher immerhin ein gutes Leben ermöglicht hätten. Andere fanden die von dem Missionar vorgetragenen Argumente recht überzeugend und wollten dem neuen Gott gern eine Chance geben. Eine dritte Gruppe schließlich verhielt sich abwartend und hätte den christlichen Prediger lieber noch ein weiteres Mal eingeladen, um sich genauer informieren zu können.

Mitten in diese Diskussion hinein platzte ein Vogel. Er war durch eine der Fensterhöhlen in den Raum hineingeflogen, flatterte ein wenig um das Feuer herum und verschwand dann durch eine andere Fensterhöhle wieder in der Dunkelheit der Nacht. In das Schweigen, das durch die unerwartete Störung entstanden war, soll einer der Ältesten hineingesprochen haben: „Gleicht unser Leben nicht diesem Vogel? Wir kommen aus der Finsternis, kreisen für eine kurze Zeit um das Licht und

die Wärme des Feuers und verschwinden dann wieder in der Finsternis. Wenn es einen Gott gibt, der Licht in die Dunkelheit da draußen bringt, dann will ich ihn gerne annehmen." Daraufhin soll sich die gesamte Sippe zum Christentum bekehrt haben.

Mich fasziniert diese Geschichte aus verschiedenen Gründen. Legende oder nicht, die Situation ist mir sehr vertraut: Wo unser Leben herkommt, wo unsere Persönlichkeit, unser Ich, unsere Identität „gewesen" sind, bevor wir geboren wurden, wissen wir nicht. Aber auch von der anderen Seite haben wir keine Ahnung. Es wäre schön, wenn die Toten irgendwo „im Himmel" säßen, uns zuschauten und dort auf uns warteten, wie wir es Kindern gern erzählen, aber ob das tatsächlich so ist, wissen wir eigentlich erst dann wirklich, wenn es zu spät ist. Denn vielleicht ist das Leben ja nur Materie, ist das, was wir „Geist" und „Charakter" nennen, nur eine Reihe von Gehirnfunktionen, die „Seele" ein Konstrukt und so etwas wie Liebe oder Zuneigung nur die berühmte „Chemie".

Wenn das so wäre, wäre mit dem Tod tatsächlich alles aus und mit dem Verwesen der sterblichen Überreste jede Existenz definitiv ausgelöscht. Auch das fällt uns schwer zu glauben – und sicher nicht nur, weil es eine „narzisstische Kränkung" für unser Ego wäre, dem dieses Leben ohnehin schon zu kurz vorkommt. Nein, es fällt uns auch deshalb schwer, weil dann so vieles als vergeblich erscheinen würde, als sinnlos und beliebig, denn dann wäre in einer kaum vorstellbaren Radikalität tatsächlich alles zufällig und vergänglich. Wenn der Mensch nur Materie wäre, unterschiede er sich schließlich kaum von Tieren, Pflanzen und leblosem Material.

Natürlich könnte es aber auch ganz anders sein: Unser Schicksal in einem zukünftigen Leben könnte davon abhängen, ob wir den richtigen Gott bzw. die richtigen Götter auf die angemessene Weise verehrt haben. Möglich wäre auch, dass wir von einem endlosen „Rad der Wiedergeburten" wieder und wieder in dieses Leben hineingeworfen werden, bis wir unseren endgültigen Platz gefunden haben oder in einen ewigen Abgrund stürzen, wenn wir uns in dieser Welt nicht die passenden Losungsworte

und Handgriffe angeeignet haben, die die Türen zum Jenseits öffnen. All das sind Dinge, die Religionen im Laufe der Jahrhunderte vertreten haben und immer noch vertreten.

Umso erstaunlicher ist es, wie locker wir mit dieser Weisheit in der Regel umgehen. Während wir in anderen Bereichen Fachleute aufsuchen, wenn wir nicht weiterwissen – zum Beispiel Ärzte, Installateure oder Anlageberater –, scheinen wir religiöse Fragen eher mit uns selbst auszumachen. Hier kann jede und jeder angeblich glauben, was er oder sie möchte. Religion ist schließlich Privatsache, es sei denn, sie hat öffentliche Auswirkungen. Denn die hat eine Überzeugung natürlich.

Im Umgang miteinander spielt es eine große Rolle, ob man alle Menschen als gleich betrachtet oder einem bestimmten Geschlecht, Alter oder äußerlichem Merkmal einen Vorrang einräumt. Und es ist auch nicht egal, ob man den Sinn des Lebens eher im sozialen Miteinander sieht oder darin, die verschiedenen Aspekte der eigenen Persönlichkeit zu entfalten und auszuleben. Auch die Frage, ob man die materiellen Dinge als gute Schöpfung eines uns wohlgesinnten Gottes versteht oder eher als ablenkendes Durchgangsstadium in der Entwicklung des Geistes, wird enormen Einfluss in Bezug auf Umweltzerstörung und Nachhaltigkeit haben.

Mag man diese Probleme durch gesetzliche Vorgaben in Bezug auf Menschenbild, Miteinander, Umweltschutz und Ähnliches noch einigermaßen zufriedenstellend klären, bleibt dennoch die große Frage unbeantwortet. Auch in dieser Hinsicht finde ich die Legende von dem Vogel am Feuer faszinierend, weil sie uns so fremd ist. In unseren Gesprächen über Religionen und Weltanschauungen geht es um so viele Dinge: ob die jeweilige Ansicht dem Grundgesetz entspricht oder widerspricht, ob sie ein förderliches oder problematisches Menschenbild vertritt, ob sie ihre Anhänger glücklich macht oder nicht, ob sie zum Extremismus neigt und die Leute dadurch irgendwie komisch werden. Wir reden darüber, ob religiöse Vielfalt ein Segen ist oder eher nicht, ob man die unterschiedlichen Möglichkeiten, die wir heute haben, begrüßen sollte oder ob sie die Menschen eher überfordern. Nur über eine Frage bekomme ich nahezu

keine Diskussionen mit: welche Ansicht denn nun *wahr* ist und welche es nicht sind.

Wenn die Welt nur aus der Hütte bestünde, in der unsere Ältesten ums Feuer sitzen, könnte man diese Frage tatsächlich vernachlässigen. In dieser Hütte kann einer, der über einen gewissen Wohlstand verfügt, sich darüber freuen, dass letztlich alles Materie ist und es deshalb darauf ankommt, aus diesem Leben etwas zu machen.

Genauso könnte ein Armer sich dort damit trösten, dass er in einem nächsten Leben eine weitere Chance bekommt, die umso besser aussieht, je mehr er sich in diesem mit seinem Schicksal abfindet. Wieder ein anderer könnte dem Tod gelassen entgegensehen, weil er die richtigen Götter verehrt hat, während ein Vierter auf die Handgriffe vertraut, die er in einem Geheimorden gelernt hat. Wenn es nur um die Frage geht, mit welchem Gefühl im Herzen unsere Ältesten in die Dunkelheit hinaustreten, wenn ihre Stunde schlägt, ist es tatsächlich gleichgültig (im Sinne von gleich gültig), was einer glaubt, wenn es ihm denn nur beim Sterben hilft und das Leben vorher aus individueller Perspektive betrachtet als sinnvoll erscheinen lässt.

Aber die Hütte ist ja nicht alles, was es gibt. Sie repräsentiert vielmehr nur einen kleinen Ausschnitt aus der Wirklichkeit, nämlich denjenigen, der im Augenblick für uns sichtbar ist, aber eben nicht die ganze Wirklichkeit. Wenn wir ehrlich sind, wissen wir ja noch nicht einmal, wie groß dieser sichtbare Ausschnitt im Vergleich zu dem für uns unsichtbaren ist. Wir sehen nur, dass der Vogel von irgendwoher kommt und irgendwohin fliegt. Es gibt da draußen also eine Welt, deren Existenz wir zwar ahnen, die wir aber im Augenblick nicht betreten können.

Wenn das so ist, dann stellt sich jedoch unmittelbar die Wahrheitsfrage, denn die Aussage, diese Welt da draußen sei für jeden in der Hütte grundlegend anders, kann ja nicht befriedigen. Im Bild gesprochen steht die Hütte entweder im Wald, auf einer Wiese, an einem Berghang, an einem Fluss im Tal oder an einem See. Wenn nun jeder der Ältesten in der Hütte eine von diesen Aussagen über die Welt draußen vertritt, könnte man zwar manche miteinander kombinieren – die Hütte könnte auf

einem Berg und im Wald stehen oder am Fluss auf einer Wiese – allerdings schließen sich einige Aussagen wechselseitig aus. So kann keine Hütte gleichzeitig auf einem Berg *und* im Tal sein, auch kann ein Fluss zwar wie ein See aussehen bzw. ein See wie ein Fluss, aber er ist entweder das eine oder das andere. Zu sagen, für jeden der Ältesten in der Hütte sehe die Wirklichkeit außerhalb eben anders aus, weswegen alle ihre Aussagen gleichermaßen wahr seien, ergibt deshalb keinen Sinn.

Und bei der Frage nach der Wahrheit geht es um weit mehr als nur darum, wie man sich die Landschaft um eine Hütte herum vorstellt. Mit jeder religiösen oder weltanschaulichen Entscheidung können schließlich enorme Konsequenzen verbunden sein. Wenn dieses Leben hier zum Beispiel nur eine einmalige Veranstaltung ist, dann bekomme ich keine weitere Chance in irgendeinem nächsten Leben. Wenn es tatsächlich mehrere Millionen Götter gibt, wie es der Hinduismus lehrt, dann liegen Juden, Christen und Muslime falsch – und umgekehrt die Hindus, wenn sich der Monotheismus als wahr erweisen sollte. Und wenn die Atheisten recht haben und die ganze Idee eines Jenseits wirklich nur ein Hirngespinst ist, dann ist jede Religion nicht mehr als eine Augenbinde, mit der man sich über das Sterben hinwegtröstet, dem man besser sehenden Auges entgegengehen sollte.

Wenn man sich schließlich klarmacht, dass die Welt da draußen vor der Hütte nicht nur unbekannt, sondern unter Umständen sogar wild und gefährlich sein könnte, dann wird erst recht deutlich, was auf dem Spiel steht. Grob gesagt gehen ja alle Religionen davon aus, dass man wenigstens seine Bestimmung verfehlt, wenn man dem falschen Glauben anhängt, im schlimmsten Fall verlängert man sogar unnötig seine Leidenszeit bzw. lädt sie sich überhaupt erst auf.

Das soll übrigens keine „Höllendrohung“ im Sinne einer „schwarzen Pädagogik“ sein, sondern liegt in der Natur der Sache selbst. Wenn ich unbedacht mit unbekannten Substanzen hantiere, begebe ich mich unter Umständen in Gefahr – nämlich dann, wenn sie gefährlich sind. Da sie aber unbekannt sind, weiß ich nicht, ob sie beispielsweise giftig oder gar radioaktiv

sind, ja ich kann mir noch nicht einmal sicher sein, dass die Gefahr relativ bald offensichtlich wird.

Es gibt schleichende Gifte und bei Radioaktivität erkennt man die Auswirkungen oft noch viel später. Das Beispiel zeigt zudem sehr deutlich, dass es sich bei unserem Schicksal nach dem Tod tatsächlich um eine Konsequenz und keine Strafe im eigentlichen Sinne handeln könnte. Denn wenn jemand an Krebs erkrankt, nachdem er jahrelang mit radioaktiven Stoffen experimentiert hat, hat ja auch kein „Gott der Radioaktivität" seine Finger im Spiel, der einen etwaigen „Frevel" ahnden möchte. Genauso könnte doch zum Beispiel eine Einsamkeit nach dem Tod die Folge von einem sehr selbstbezogenen Leben sein, in dem die anderen auch schon keine Rolle gespielt haben.

Wie können wir nun mit dem Wissen umgehen, dass da draußen vor der Hütte eine fremde Welt ist, die wir nicht sehen können, weil sie in Dunkelheit gehüllt ist – und die wir zwar betreten, von dort aus aber nie wieder in die Hütte zurückkehren können? Einfach zu behaupten, jeder solle über sie sagen und denken, was er wolle, würde ihr nicht gerecht werden. Ebenso wenig können wir so etwas wie einen Gottesstandpunkt einnehmen und uns ein in welchem Sinne auch immer „objektives" Urteil erlauben. Was wahr ist und was nicht, sehen wir schließlich erst, wenn wir die Hütte verlassen – dann können wir allerdings nicht mehr zurück.

Hier kann uns die Legende in all ihrer vertrauten Fremdheit und fremden Vertrautheit ein Wegweiser sein: Die Ältesten setzen sich nicht ein jeder in eine Ecke und grübeln vor sich hin, sondern sie beraten miteinander. Religionen und Weltanschauungen sind Gemeinschaftsprojekte. Sie mögen zwar einen „Stifter" haben, werden aber im Dialog über die Jahrhunderte weiterentwickelt. Das muss auch so sein, denn die Erfahrung eines Lebens ist nur sehr begrenzt, selbst wenn es reich an Ereignissen ist.

Erst wenn sehr viele verschiedene Leben zusammenkommen und auf diese Weise der Erkenntnisschatz, der in einer Überzeugung steckt, auf sehr viele verschiedene Situationen angewandt wird, kann so etwas wie ein „Reifungsprozess" in Gang

kommen, der dazu führt, dass schließlich tatsächlich nahezu jeder Lebensumstand gedeutet und bearbeitet werden kann. Weil zum Leben nicht nur der Wohlstand gehört, sondern auch die Armut, nicht nur die Gesundheit, sondern auch die Krankheit, nicht nur die Gemeinschaft, sondern auch die Einsamkeit, nicht nur die Freude, sondern auch das Leid und am Ende sogar der Tod – deswegen muss ein „guter" im Sinne von tragender und hilfreicher Glaube auf all das und noch viel mehr eine Antwort geben können.

Das kann er jedoch nur, wenn er auf einen großen Schatz an gemeinschaftlichen Erfahrungen und Deutungen zurückgreifen kann. Allein schon aus diesem Grund erscheint in weltanschaulicher und religiöser Hinsicht das Alte besser als das Neue, denn ihm haftet das Siegel des Bewährten an. Wenn ein Glaube schon seit Jahrhunderten Millionen von Menschen in allen Lebenslagen Hoffnung gegeben hat, dann wird ihm das auch bei mir gelingen. Wenn er das dagegen nur bei einigen wenigen in den letzten fünfzig Jahren getan hat, dann habe ich diesbezüglich meine Zweifel.

Mit dem Alter und der Gemeinschaft kommt die Tradition. Was sich bei anderen gefühlt „schon immer" bewährt hat, macht man ebenfalls. In einem religiösen oder weltanschaulichen System geht es deshalb zuallererst um Nachfolge: Man wächst schlichtweg hinein (ob nun von Kind auf oder ab einem späteren Zeitpunkt, spielt erst einmal keine Rolle) und „kopiert" die anderen. Es gibt ja auch genügend Vorbilder, denen man nacheifern und die man nachahmen kann. Wie das „richtige" Leben aussieht, wird dadurch offensichtlich, schließlich bekommt man es überall und immer vorgelebt: welche Ziele man anstreben sollte, welche Probleme man wie zu lösen hat, welche Tätigkeiten gut und sinnvoll sind, welche Orte heilig, welche Beschäftigungen tabu.

In unseren Breiten war das vorherrschende religiöse System über lange Jahrhunderte das Christentum. Im „christlichen Abendland" war Nachfolge einfach, weil sie kaum mit Nachdenken verbunden war. Man lebte einfach so wie die anderen auch und dann wird es schon „richtig" gewesen sein. Der Konformi-

tätsdruck war dabei so groß, dass auch diejenigen, die anders lebten, den allgemeinen Konsens in der Regel nicht infrage stellten. Wer beispielsweise sonntags nicht in den Gottesdienst ging, sah das Zuhausebleiben nicht als alternative Freizeitgestaltung, die ebenfalls sinnvoll war, sondern musste sich rechtfertigen. Natürlich ging man in den Gottesdienst, nur vielleicht nicht in diesen bei jenem Pfarrer oder eben heute nicht, weil man krank oder auf Reisen war.

Diese Welt, in der Nachfolge so einfach war, weil man sich nur seinem Umfeld anpassen musste, ist lange schon zerbrochen – wobei ich den Ausdruck schwierig finde, weil er suggeriert, die Welt davor sei „heil" gewesen. Spätestens mit der Reformation hat sie freilich erste Risse bekommen, denn Christsein als solches gab es im Abendland nicht mehr, sondern nur noch römisch-katholisch, lutherisch, reformiert oder auf eine andere Weise evangelisch. Die Nachfolge im Sinne der Nachahmung hat das deutlich erschwert. Nehmen wir zum Beispiel etwas so harmloses wie das Bekreuzigen: Schlagen Christen ein Kreuz, bevor sie sich in die Kirchenbank begeben, oder nicht? Eigentlich ist am Kreuzschlagen nichts verwerflich, es ist sogar eine schöne Geste. Ja, aber gleichzeitig auch eine katholische. Evangelische Christen machen so etwas nicht. Dafür trinken sie beim Abendmahl auch von dem Wein und nehmen den Kelch in der Regel sogar selbst in die Hand.

Konnte man sich da noch mit der Frage behelfen, wie man es denn „bei uns", in unserer Gegend, unserem Ort, unserer Gemeinde handhabt, ist diese Welt mit dem Ende einer einheitlichen Religiosität vollends untergegangen. In meiner Heimatstadt gibt es kein „bei uns" mehr, sondern evangelisch, katholisch, landeskirchlich, pietistisch, charismatisch, baptistisch und vieles mehr, wenn man bei den Christen bleibt. Dazu kommen noch verschiedene „Schmuddelkinder" des Christentums wie die „Zeugen Jehovas", die „Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage (Mormonen)" und andere Gruppen sowie unterschiedliche Religionen, Atheisten und Freigeister, die auch alle in meiner Stadt vertreten sind. Selbst die Frage „An welchem Wochentag geht man bei euch in den Gottesdienst?" lässt

sich daher nicht mehr einheitlich beantworten, geschweige denn die, ob man überhaupt in einen Gottesdienst gehen sollte, und wenn ja, in welchen.

Man kann den damit verbundenen Verlust des gemeinschaftlichen Lebensgefühls und der kollektiven Sinngebung beklagen – und in mancher Hinsicht ist er auch beklagenswert –, allerdings müssen wir uns damit abfinden. Eine der gravierendsten Folgen ist sicher, dass uns dadurch die selbstverständlichen Vorbilder abhandengekommen sind, denen wir nachfolgen können. Das bedeutet nicht, dass es keine Vorbilder mehr gibt, wir wissen freilich nicht mehr, welche die richtigen sind. Wer ein guter Katholik werden möchte, wird ebenso Vorbilder finden wie einer, der gern ein ordentlicher Baptist sein will. Nur werden sich die beiden in ihren Überzeugungen und ihrem Lebensstil an verschiedenen Stellen unterscheiden.

Sind diese Bereiche deshalb unwichtig? Glaubt man den jeweiligen Konfessionen, vermutlich nicht. Eine Baptistin ist ja unter anderem auch deshalb nicht katholisch, weil sie die dort praktizierte Kindertaufe für „unbiblisch" und falsch hält und nur die Taufe auf das Bekenntnis des Täuflings hin für „gültig" erachtet. Ein Katholik sieht gerade darin einen Widerspruch zur langen kirchlichen Tradition, die immer hochgehalten hat, dass in der Taufe nicht der Mensch wirkt, sondern Gott, dessen allem menschlichen Tun vorauslaufende Gnade in einer möglichst frühen Taufe am besten zum Ausdruck komme.

Gerade an der Tauffrage wird aber auch deutlich, dass Tradition und Aberglaube oft Hand in Hand gehen, weswegen es in dieser Hinsicht gut ist, dass die scheinbar „heile" Welt der gemeinschaftlichen Religion zerbrochen ist. Wenn nämlich das Heil eines Menschen an seiner Taufe hängt, dann sollte er möglichst früh getauft werden. Und das wurde sichergestellt, indem aus dem „Das macht man so" und „Das macht man nicht so" Handlungen wurden, die Fluch bzw. Segen nach sich ziehen. „Ein Kind, das getauft ist, steht unter dem besonderen Schutz Gottes", wurde und wird dann gern behauptet und: „Solange ein Kind nicht getauft ist, geht die Mutter besser nicht mit ihm aus dem Haus." (Damit niemand denkt, ich würde bei Freikirchlern

keinen Aberglauben vermuten: Wie ist das mit der Vorstellung, dass man für eine „richtige" Bekehrung ein „Übergabegebet" mit den entsprechenden Formulierungen hersagen muss, oder der, dass eine Taufe irgendwie „gültiger" ist, wenn sie nicht im Gemeindehaus, sondern in einem See oder Fluss, idealerweise dem See Genezareth oder dem Jordan stattfindet?)

Nur die eigene Mündigkeit schützt uns vor diesen und anderen Formen des Aber- oder „Beiglaubens", wie es früher treffender hieß, denn es geht ja nicht um Dinge, die dem eigentlichen Glauben zwingend widersprechen, sondern eher um solche, die „nebenbei" auch noch geglaubt werden. Wenn Nachfolge nämlich nicht mehr nur in Nachahmung besteht, sondern ein Prozess ist, in dem man sich nicht allein über die Kriterien im Klaren ist, nach denen man die eigenen Vorbilder auswählt, sondern diese Kriterien auch immer wieder kritisch unter die Lupe nimmt und gegebenenfalls korrigiert, führt Nachfolge gerade nicht zur Ausschaltung der eigenen Persönlichkeit, sondern in die Mündigkeit. Wie das Erwachsenwerden, das dasselbe Ziel hat, ist das freilich eine langwierige und mühsame Entwicklung. Wie beim Erwachsenwerden bleibt uns aber vermutlich keine andere Wahl, denn die alte Welt ist zerbrochen wie die der Kindheit – das ist traurig, aber auch gut so.

Dieser Prozess des Mündigwerdens und der Nachfolge gelingt, wenn wir uns nicht nur mit den Quellen unseres Glaubens, sondern auch miteinander in Beziehung setzen. Schrift und Tradition gehören also zusammen, weil wir die Bibel immer nur durch die Brille einer bestimmten Tradition – katholisch, evangelisch oder etwas anderes – lesen und verstehen können. Der Austausch, die gegenseitige Inspiration ist daher wichtig, sonst wird die Nachfolge einseitig und verengt.

Gleichzeitig sind wir uns dessen bewusst, dass wir, weil wir in einer christlichen Tradition stehen, eigentlich nur sie wirklich kennen. Auch das mag zwar bei manchen nur ansatzweise der Fall sein, von anderen Religionen wissen wir aber noch weniger – vor allem, wenn wir uns nicht nur auf das „Wissen über" etwas beziehen, sondern darauf, wie ein Angehöriger einer anderen Religion mit ihrer Hilfe sein Leben deutet und dessen Heraus-

forderungen bewältigt. Zur Mündigkeit gehört deshalb auch, dass wir unseren Platz in der Hütte der Welt kennen. Wir sind nur einer der Ältesten, die da ums Feuer herum sitzen, und noch nicht einmal der Älteste von ihnen. Wenn wir die anderen überzeugen wollen, geht das also nur, wenn wir die schlüssigeren Argumente haben. Und vielleicht ist der Vogel, der dann durch die Hütte fliegt, tatsächlich die Taube des Heiligen Geistes.

AUFBRUCH.

Wenn Nachfolge im ganz wörtlichen Sinn bedeutet, dass man einem anderen hinterherläuft, dann setzt das einen Weg voraus, auf dem jemand vorausgeht, einen Weg, der einen Anfang und ein Ziel hat. Wenn wir uns über Nachfolge Gedanken machen wollen, müssen wir deshalb bei diesen Punkten ansetzen: Was sind Anfang und Ziel? Wie sieht der Weg dazwischen aus? Und wie wird er durch diejenigen oder denjenigen gegangen, denen oder dem wir nachfolgen?

Fangen wir also ganz am Anfang an: Warum gibt es überhaupt etwas und nicht nichts? Das ist bekanntlich die Grundfrage der Philosophie, die Ausgangsfrage für alle, die nicht einfach nur in den Tag hineinleben wollen, sondern sich Gedanken über den Sinn der Welt und des Lebens machen.

Die Antworten auf diese Frage sind vielfältig, sie decken vermutlich den gesamten Bereich der Weltanschauungen und Religionen ab. Es kann purer Zufall sein, dass die Materie entstanden ist, oder aber das wie auch immer „bewusste" und „gewollte" Ergebnis von Wesen oder Ereignissen außerhalb unseres Raum-Zeit-Gefüges. Ohne hier ein großes Fass aufmachen zu wollen – weil ich weiß, dass es für nahezu jede Auffassung gute Begründungen gibt –, halte ich es für am plausibelsten, von ei-

ner externen Ursache auszugehen, also davon, dass das Universum aus einem Anlass entstanden ist, der außerhalb von ihm liegt.

Der Grund dafür ist folgender: Nach Albert Einsteins berühmter Formel $E = mc^2$, wonach Energie (E) gleich Masse (m) mal Lichtgeschwindigkeit (c) im Quadrat ist, hängen Energie und Masse eng zusammen. Masse lässt sich also in Energie umwandeln und umgekehrt, wobei die jeweilige Energie unvorstellbar viel größer ist als die mit ihr verbundene Masse. Um das an einem kleinen Beispiel aus dem Alltag zu verdeutlichen: Eine Kilowattstunde elektrische Energie (also 1 kWh), die in einer Autobatterie gespeichert wird, erhöht das Gewicht dieser Batterie um 42 Nanogramm (42 ng), also um 42 Milliardstel Gramm. Auch wenn die zusätzliche Masse scheinbar nicht „ins Gewicht fällt" (und im Vergleich zu einer möglichen Verschmutzung der Batterie minimal ist), ist sie dennoch vorhanden. Wird die Batterie entladen, wird die Masse in Energie umgesetzt, mit jeder Kilowattstunde Strom wird die Batterie also um 42 ng leichter.

Aus der in Einsteins spezieller Relativitätstheorie ausgedrückten Äquivalenz von Masse und Energie lässt sich also folgern, dass weder Masse noch Energie einfach so entstehen: Wird Energie erzeugt, muss Masse „verschwinden" – „entsteht" dagegen Masse, muss Energie eingesetzt werden. Das ist beim Universum nicht anders als bei einer schlichten Autobatterie, womit die Behauptung, die Materie sei „einfach so" aus dem Nichts heraus entstanden, physikalisch nicht zu begründen ist.

Die Entstehung der Masse des Universums setzt vielmehr einen schier unfassbar großen Energieeinsatz voraus und der muss irgendwo hergekommen sein. Da er nicht von innen her, sozusagen aus dem Universum selbst kommen kann (die Masse, die in Energie umgewandelt werden könnte, entsteht ja dadurch überhaupt erst), muss er notwendigerweise von außen gekommen sein. Wenn es einen Gott gibt, existiert er also *außerhalb* unseres Raum-Zeit-Gefüges.

Die immer wieder zu hörende Annahme, unser All könnte aus einem vorher existierenden entstanden sein, womit wir es sozusagen mit einem „pulsierenden Universum" zu tun hätten

(„Urknall“ – Ausdehnung – Zusammenziehen – „Urknall“ – Ausdehnung – Zusammenziehen usw.), würde das Problem übrigens nicht lösen. Denn damit wäre die Frage immer noch nicht geklärt, wo Masse bzw. Energie denn ganz am Anfang hergekommen sind. Auch in diesem Fall müsste beides oder eins von beiden also von außerhalb aller Universen gekommen sein.

Wenn es also einen Gott gibt, der das All geschaffen hat, kann er nicht Teil des Universums sein, sondern muss außerhalb von ihm existieren. Das bedeutet freilich auch, dass sich Gott *innerhalb* unseres Raum-Zeit-Gefüges weder beweisen noch widerlegen lässt, denn dazu müsste er entweder eine Existenz innerhalb dieses Gefüges haben (nach der man suchen könnte) oder wir müssten in der Lage sein, unser Universum (und damit meine ich den dreidimensionalen Raum, in dem wir uns befinden, und die mit ihm verbundene Zeit) zu verlassen und außerhalb zu suchen. Beides ist jedoch nicht der Fall. Mit den in Wissenschaft und Philosophie üblichen Methoden lässt sich die Existenz Gottes also nicht erfassen. Aber dass „da draußen“ irgendwer oder irgendetwas ist, der oder das so groß und überwältigend ist, dass er oder es das Universum vom Nichtsein ins Dasein gebracht hat, ist durchaus wahrscheinlich. Woher sollte denn sonst all die Masse bzw. Energie kommen?

Wie andere Religionen spekuliert auch die Bibel nicht über diese Fragen. Sie setzt Gott einfach voraus. Und statt sich in philosophischen Überlegungen zu erschöpfen, erzählt sie vor allem eine große und zusammenhängende Geschichte, ein Epos, das vor Urzeiten angefangen, dann langsam seinen Höhepunkt erreicht hat und nun weitergeht, bis das Ende da ist – und auch darauf liefert die Bibel einen Ausblick. Ob diese Geschichte so „stimmt“, ob das also tatsächlich so etwas wie der Blick hinter die Kulissen der Weltgeschichte ist, sozusagen ihr „roter Faden“, lässt sich natürlich ebenso wenig beweisen oder widerlegen wie die Existenz Gottes – zumindest jetzt noch nicht. Noch sind wir in unserer Hütte. Erst wenn die Weltgeschichte zu Ende ist, werden wir alle schlauer sein. Wie der Vogel in unserer Legende kündet die Bibel jedoch von einer Welt da draußen.

Aber wie bereits gesagt, tut sie das nicht auf philosophische

Weise. Wer die Bibel nicht als eine große zusammenhängende Geschichte liest, sondern zum Beispiel als Lehrbuch für dogmatische Leitsätze und ethische Lebensregeln, wird ihr deshalb nicht gerecht. Ebenso wenig werden es diejenigen, die darin vor allem eine Ansammlung von persönlichen Schicksalen sehen, die mehr oder weniger als Vorbilder geeignet sind. Die Bibel möchte uns nämlich nicht in erster Linie „gute" und „weniger gute" Persönlichkeiten vorstellen und auch keine „Prinzipien", „Werte", „Grundsätze" oder „Bilder" von Gott und den Menschen. All das existiert in ihr, das sind aber nicht die Hauptaussagen. Es geht vor allem um eine Geschichte, um *die* Geschichte schlechthin, den großen Strom des Lebens, der einen Anfang hat und ein Ende und in dem sich irgendwo auch unsere Geschichte verorten lässt oder lassen sollte. Deshalb ist Nachfolge so wichtig, denn das Leben hat nicht mit uns begonnen und wird vermutlich auch nicht mit uns enden. Wir sind nur eine verschwindend kleine Zwischenstation. Wir lernen von anderen – folgen ihnen nach – und geben das wiederum an die Nächsten weiter, die uns nachfolgen.

Aber auch damit ist vermutlich noch nicht genug gesagt. Die Bibel erzählt nämlich nicht einfach nur eine Geschichte, sondern sie will mit dieser Geschichte eine Dynamik freisetzen und uns motivieren. Wir kennen auch von anderswoher solche großen Erzählungen, die Menschen dazu bringen und gebracht haben, ihre gewohnte Umgebung zu verlassen und ins Unbekannte aufzubrechen. So haben Geschichten über einen sagenhaften südlichen Kontinent in der frühen Neuzeit Hunderte, wenn nicht Tausende von Menschen dazu bewogen, auf Schiffe zu steigen und ihn suchen zu gehen. Der „amerikanische Traum", nach dem jeder, der fleißig ist, es zu etwas bringen kann, hat Millionen in einem fremden Land ein neues Leben anfangen lassen. Und auch die Vorstellung, dass zwei Menschen füreinander geschaffen und bestimmt sind, die uns in unzähligen Romanen und Filmen vorgeführt wird, lässt vermutlich niemanden ruhig im Sessel sitzen.

Die Bibel erzählt so eine aktivierende und motivierende Geschichte, allerdings eine, die noch viel größer und im wahrsten

Sinne des Wortes allumfassender ist. Sie berichtet von einer fernen Vergangenheit, als die Welt noch jung und irgendwie in Ordnung gewesen ist, davon, wie sich dann das Böse in ihr ausgebreitet hat (zu jeder spannenden Geschichte gehört auch eine finstere Bedrohung!) und schließlich wie sich alles wieder zum Guten gewendet hat und wenden wird. Das ist keine Geschichte, die man einfach so liest, sondern eine, die einen mit hineinzieht, die Lust machen soll, selbst den eigenen Platz in dieser großen Erzählung zu finden. Wer sie liest und erzählt, sollte also dieses gewisse Leuchten in den Augen haben.

Leider ist das oft nicht der Fall. Wenn die Geschichte nicht in ihrem Zusammenhang betrachtet wird, sondern als eine Reihe von kleinen und größeren Einzelerzählungen, dann geht etwas Entscheidendes verloren. Das passiert auch, wenn man versucht, aus ihr so etwas wie eine „Moral" abzuleiten, die man dann in einem Satz zusammenfassen kann. Das Problem ist dabei, dass die Dynamik zwangsläufig verloren geht. Aus einer Bewegung wird nämlich eine Beschreibung. Nehmen wir ein Beispiel: Ich kann mit leuchtenden Augen meinen Kindern von der großen Liebe erzählen, davon, dass es „irgendwo da draußen" einen Menschen geben muss, mit dem man sich innerlich verbunden fühlt und der zu einem gehört. Ich kann davon schwärmen, dass einige wenige – ich zum Beispiel! – so einen Seelenverwandten gefunden haben, viele aber nicht, und dass das, was manche auf dieser Suche erlebt haben, jeden Einsatz wert ist, weswegen man sie auf keinen Fall aufgeben dürfe. Oder ich kann das Ganze in dem Satz zusammenfassen: Manche Menschen finden die große Liebe, viele aber nicht.

Ähnlich deaktivierend und demotivierend wirkt der oft gehörte Satz: „Gott liebt dich so, wie du bist." Dem ist natürlich zuzustimmen, das macht schon ein Blick auf die Alternativen deutlich: Wenn Gott uns wirklich liebt, dann kann er uns nur so lieben, wie wir sind, und eben nicht so, wie wir waren, sein werden oder sein könnten. Denn das wäre keine Liebe im Hier und Jetzt, sondern entweder eine verflossene, eine zukünftige oder eine nur mögliche. Als Beschreibung eines Zustandes taugt der Satz damit, allerdings kaum als Motivation zum Aufbruch.

Oder wie ist das bei Ihnen? Stellen Sie sich einmal vor, Sie sitzen auf der Couch und denken über Ihr Leben nach. Dabei kommt Ihnen plötzlich so ein Satz über die Lippen wie: „Ich glaube, ich sollte etwas mehr Sport treiben/ ein paar Kilo abnehmen/ mich beruflich weiterentwickeln/ mich intensiver um die Kinder kümmern/ eine Fremdsprache lernen" – oder was auch immer. Und dann lautet die Antwort Ihres Partners oder Ihrer Partnerin: „Ich liebe dich so, wie du bist." Vorsichtig ausgedrückt würde mir das nicht gerade helfen, den Hintern vom Sofa zu bekommen und die Dinge anzugehen. Im Gegenteil.

Leider gehen zu viele Predigten in diese Richtung. Sie beschreiben einen Zustand, aber sie motivieren nicht zum Aufbruch. Wer allerdings möchte, dass die Menschen ein Schiff bauen, sollte ihnen nicht zuerst einen Bauplan liefern, sondern die Sehnsucht nach dem weiten Meer in ihnen wecken, wie es so schön heißt. Genau das tut die Bibel, aber dazu muss man sie aus dem richtigen Blickwinkel lesen.

Nur damit mich niemand falsch versteht: Das bedeutet keineswegs, dass es in der Bibel keine Leitsätze, Werte, Regeln, Prinzipien, Gebote, Verbote, Grundsätze und was weiß ich nicht noch alles gibt. Natürlich gibt es die und sie sind auch notwendig. Wer ins Unbekannte aufbricht, wäre ganz schön naiv, wenn er davon ausgeht, dort bräuchte man das alles nicht. Im Gegenteil, normalerweise gibt es bei unbekannten Dingen noch viel mehr Regeln, Gebote, Leitlinien usw. als bei bekannten.

Wenn ich einfach nur einen Spaziergang um den Block unternehme, muss ich nicht viel beachten, außer dass es vermutlich ungünstig wäre, das mitten auf der Straße zu tun. Bei einer Bergwanderung – also in einem für mich Flachlandtiroler völlig unbekannten Gefilde – sieht das ganz anders aus. Ein erfahrener Bergführer wird mir sogar sagen, was ich mitzunehmen habe und was ich auf gar keinen Fall anziehen sollte. Vermutlich wird mir die eine oder andere Vorschrift ziemlich unsinnig vorkommen. Warum etwa sollte ich bei strahlendem Sonnenschein eine Regenjacke einpacken? Wer sich jedoch im Gebirge auskennt und weiß, dass das Wetter dort schnell umschlagen kann, findet diesen Rat vermutlich gar nicht mehr so komisch.

Leider neigen wir oft dazu, das Unbekannte zu unterschätzen, weil es auf den ersten und zweiten Blick scheinbar so bekannt aussieht. Das Ergebnis habe ich einmal auf einem T-Shirt gelesen: „Lass mich, ich kann das – oh, kaputt“. Natürlich kannst du das, aber lass dir zuerst einmal zeigen, wie es geht und worauf du zu achten hast. Dazu braucht es Leitsätze, Regeln, Werte und Verbote. Aber vor allem Vorbilder, denen man nachfolgen kann. Und Geschichten, die einen überhaupt erst dazu bringen, sich ins Unbekannte zu stürzen.